Die Geschichte einer Liebe.

Die Geschichte einer Liebe.
Von Nina Leltner.

„Mein Fräulein, ich bewundere Sie und begreife nicht, wie man bei dieser wahnsinnigen Hitze so fleißig sein kann!"

Und das kaum dem Backfischalter entwachsene junge Mädchen legte sich nach diesen Worten noch um einiges bequemer auf dem rotgeflochtenen, mit Kissen bedeckten Rohrstuhl zurecht und blinzelte schläfrig zu ihrer Gesellschafterin hinüber.

Diese hob flüchtig den Kopf von ihrer Handarbeit und sagte lächelnd: „Ich bezweifle, daß es mir kühler vorkäme, wenn ich gleich ihnen, Alice, nichts thäte."

Alice verzog schmollend die Lippen: „Gebt nur noch, daß Sie diese Hitze für die denkbar angenehmste Temperatur erklären und verlangen, ich solle es Ihnen an Fleiß nachthun."

Das Lächeln um den feingeschnittenen Mund Hedwigs verstärkte sich. „Ich werde mich hüten, Unmögliches zu verlangen, um dadurch doch nur den Beweis herauszufordern, daß es mit meiner erziehlichen Autorität zu Ende sei. Die Zeiten, in denen die kleine Alice mir unbedingt folgen mußte, sind vorüber.

Nun war es Alice, die lächelte. Auf Hedwig blickend, die es verstanden zur rechten Zeit sich aus der Erzieherin in die Freundin ihrer Schutzbefohlenen zu verwandeln, sagte sie schelmisch: „Manchmal ist es wirklich recht angenehm, kein Kind mehr zu sein."

Die Veranda, auf der die beiden Damen weilten, lag schon im Schatten, während die weite Landschaft vor ihr noch von der Sommerabendsonne überflutet wurde. Kein Lüftchen regte sich, und die bleierne Schwüle, die herrschte, ließ beinahe Alicens Trägheit begreiflich erscheinen.

Hin und wieder hielt Hedwig im Stricheln inne und ließ den Blick eine Weile selbstvergessen auf den Bergen und Wäldern ruhen.

Alice hatte, wie geblendet von dem Sonnenglanz den Kopf gewendet und beschattete die Augen mit der Hand, um hinter diesem Schutze hervor Hedwig aufmerksam zu betrachten. Als nun gar ein verträumtes, wehmüthiges Lächeln deren Lippen umspielte, konnte sie nicht länger an sich halten.

„Aber wenn man kein Kind mehr ist," fuhr sie fort, „könnte einem auch manches anvertraut werden, was man sich ohnehin schon lange denkt."

Hedwig senkte rasch den Kopf, um die verräterische Röthe zu verbergen, die ihre Wangen überflog. Doch fragte sie ruhig: „Das wäre zum Beispiel, Alice?"

Man sah es dem jungen Mädchen an, daß sie eine rasche Erwiderung bereithielt, doch bezwang sie sich u. sagte nur neckend: „Welche Ihrer vielen Nichten oder Bekannten bekommt denn dies Wunderwerk, das Sie jetzt in Arbeit haben, als Hochzeitsgeschenk?"

Und sie sah scheinbar interessirt auf die zarte Lochstickerei in Hedwigs Händen.

„Wenn ich denke, wer alles in den letzten Jahren so von Ihnen beschenkt wurde! — Die vielen Arbeiten gäben schon beinahe eine komplette Brautausstattung," setzte sie möglichst harmlos hinzu.

Doch Hedwig hatte sich wieder vollkommen in der Gewalt und sagte achselzuckend: „Alles verschenkte ich freilich nicht, was ich in letzter Zeit arbeitete, aber schließlich braucht man doch selbst auch manches. Dieses Stück, die Spitze für ein Taschentuch, ist vorläufig auch noch für niemanden vorgesehen. Sie machen sich ganz unnütze Gedanken, Alice."

Das junge Mädchen schwieg enttäuscht. Wenn Hedwig in diesem Ton sprach, war weiter nichts aus ihr herauszubringen. Da fühlte man sich wieder als ganz kleines Mädchen. Und die hauptsächlichste Widerlegung konnte man unmöglich ins Treffen führen: wie genau heimliches Nachsuchen ergeben hatte, daß nicht nur nichts verschenkt worden, sondern daß noch viel mehr da war, als ihre Augen hatten entstehen sehen. Man konnte nichts thun, als sich weiter in Geduld fassen. Aber eine Gesprächsfortsetzung lohnte sich wieder einmal wirklich nicht. Und Alice wendete den Kopf und vertiefte sich nun ihrerseits in die Aussicht.

Hedwig athmete auf. Für einige Zeit war sie wieder vor neugierigen Fragen sicher.

Unermüdlich führte sie die Nadel, unermüdlich zogen ihre Gedanken.

Wie leicht war es ihr anfangs gefallen, ihr bräutliches Glück im Verborgenen zu tragen. Im sicheren Bewußtsein seiner Liebe schien es ihrer Jugend eine Kleinigkeit, zu warten — wenn es noth that, sogar eine lange Reihe von Jahren zu warten.

Und sie wartete — selig, geduldig und verschwiegen.

Die Jahre entschwanden, ihre erste Jugend entschwand mit. Die zarte, kaum noch Erfüllung wünschende Sehnsucht wandelte sich langsam in scheues Fordern, das Fordern wuchs zum stürmischen Verlangen, und nun drängte es sie mit aller Macht der endlichen Vereinigung entgegen.

Wie lange sollte sie noch warten?

Vielleicht so lange, bis statt des lebendigen Drängens, das jetzt in ihr war, nur mehr müdes Hoffen zurückgeblieben, beinahe schon bereit, sich in völlige Entsagung zu verwandeln?

Sie war so jetzt schon so müde des ewigen Harrens, so grenzenlos müde.

Oft kam in letzter Zeit diese Stimmung über sie, und auch seine Briefe konnten sie nicht mehr ganz verscheuchen. Im Gegentheil — kamen sie jetzt nicht seltener, waren sie nicht oft sonderbar leer und zerstreut, nur wie gewohnheitsmäßig ein paar zärtliche Worte enthaltend?

Wie weh that es doch, wie unsagbar weh, wenn der Verdacht sich immer wieder regen wollte, daß, was in dem einen Herzen wuchs und wuchs, in dem andern bestenfalls gleichgeblieben war, vielleicht nur durch Pflichtgefühl nur festgehalten wurde.

Doch kam dann wieder einmal ein wärmeres Wort, ein Hinweis auf das erhoffte Ziel, dann schämte sie sich sofort wieder ihres Verdachtes. Es war wohl doch von einem Manne, der mitten im Kampfe stand, sich eine Zukunft zu sichern, zu viel gefordert, sein Fühlen Jahre hindurch in gleich herzlicher Weise zu offenbaren. Gar, wenn er mit Arbeit überbürdet war, wie eben jetzt, da nach seinen Entwürfen das Schloß eines bekannten Industriellen erbaut wurde — ein Auftrag, der geeignet war, ihr Lebensschiff aus den ewig auf und ab wogenden Wellen der Erwartung endlich in den sicheren Hafen der Erfüllung zu bringen. .

Wollte sie nun, dem Ziele so nahe, verzagen?

Und doch, wie konnte er jetzt, grade jetzt, so lange schweigen? War doch ihr letzter Brief so voll Plänen, so durchzittert von Hoffnungsfreudigkeit gewesen!

Ein gepreßter Seufzer hob ihre Brust. Sie ließ die Arbeit sinken und blickte wie erwachend um sich.

Die Sonne war verschwunden, im tiefen Schatten lag alles. Schwere Gewitterwolken waren heraufgezogen und drohten auch das letzte Stückchen klaren Himmels zu verschlingen. Einzelne Windstöße hoben sich schon, die Schwüle wohlthuend mildernd. Doch kein Tropfen fiel.

Alice lag noch immer unbeweglich, sie schien eingeschlafen. Aber als jetzt auf dem Kieswege unten im Garten schwere Schritte laut wurden, richtete sie sich lebhaft auf und rief freudig: „Die letzte Post! Endlich eine Abwechslung in der Langeweile! Hoffentlich bringt der Briefträger etwas Vernünftiges!"

Sie lief sogar zur Thür, um selbst dem eintretenden Mädchen die Briefe abzunehmen, die es brachte.

„Richtig ist einer für Sie dabei, Fräulein!" rief sie.

Hedwig nahm schweigend den Brief in Empfang, den ihr Alice nach verstohlener Besichtigung der Handschrift überreichte, und steckte ihn ein. Nie öffnete sie eines seiner Schreiben vor den neugierigen jungen Augen.

Mit leicht bebender Hand griff sie wieder zur Nadel, doch sobald Alice sich in das Zimmer zurückgezogen und in einen der für sie gekommenen Briefe vertieft hatte, sanken ihre Hände unthätig herab.

Der Brief knisterte in ihrer Tasche. So sehnlich sie ihn erwartet, es wollte kein Gefühl der Freude in ihr aufkommen. Was würde er enthalten? Neue Hoffnungen? Neue Enttäuschungen?

Sie ging nicht in ihr Zimmer hinüber, wie sie sonst wohl that, um seine Worte in Ruhe zu lesen. Still blieb sie sitzen — so dumpf und schwer lag es auf ihr.

Ein überraschter Ausruf Alices aus der Tiefe des Zimmers weckte sie aus ihrem Brüten.

„Hören Sie nur, Fräulein," sagte Alice, nähertretend, „was Bella mir schreibt. Sie hat sich verlobt. So eine Duckmäuserin! Nie machte sie die geringste Andeutung. Und die Geschichte muß schon längere Zeit spielen, weil sie sich die Einwilligung ihrer Eltern erst erkämpfen mußte. — Aber hören Sie mir auch zu, Fräulein?"

Alice fragte etwas ungeduldig, weil Hedwig keinerlei Interesse an den Tag legte.

„Gewiß," beruhigte sie die Fragende. „Was hatten denn die Eltern gegen ihre Wahl einzuwenden?"

„Ihr Bräutigam ist viel älter als sie und das paßte ihnen nicht, während Bella grade stolz darauf ist, daß ein reifer Mann sich um sie bewirbt. Ich finde das ganz begreiflich."

„Was fänden Sie nicht begreiflich, wenn Bella es thut? Aber ich warte noch immer darauf, zu hören, wer der Erwählte der kleinen Verwöhnten ist."

„Sie lernte ihn bei ihrer Base kennen, bei der reichen Berg, deren Papa sich eben das prachtvolle Schloß bauen läßt. Ich erzählte Ihnen ja schon davon, Fräulein!"

Hedwig nickte mechanisch. Alice erwartete keine weitere Interessebezeigung mehr und plauderte unentwegt fort:

„Und denken Sie sich, grade auf jenen Architekten ihres Onkels hatte es Bella abgesehen, der so geschickt sein soll, aber noch gar keinen Namen hat, wie mir ja Bellas Base einmal selbst sagte. Ich kann mir denken, daß es schon aus diesem Grunde Kämpfe gab. Bella schreibt da köstlich! Ich muß es Ihnen vorlesen. Hören Sie nur, Fräulein!"

Und Alice nahm den Brief wieder auf und begann zu lesen, ohne auch nur einen Blick auf Hedwig zu werfen.

Diese saß wie erstarrt. Nicht einmal zusammengezuckt war sie, als der Schlag auf sie niedersauste. Alles Leben schien aus ihr gewichen, nur das Herz pochte schwer und stockend, mühsam rang die Brust nach Athem.

Unverstanden glitten Alices Worte an ihrem Ohr vorbei.

Draußen klatschten schwer die ersten Tropfen nieder, vom Sturm gepeitscht.

Schwerfällig erhob sich Hedwig und schleppte sich in ihr Zimmer, zum offenen Fenster. Dort stand sie still und starrte in das Toben der Elemente hinaus.

Das also war das Ende!

Gehofft, gewartet, gebangt — Jahr für Jahr. Und nun, da sie das Ziel erreicht wähnte, beiseite geschoben, aus dem Wege geräumt!

Und weshalb? Wem sollte sie Platz machen?

Ein greller Blitz zuckte nieder und ließ sie in dem spiegelnden Fensterglas zur Seite für einen Augenblick ihr blasses Gesicht mit den leidvollen Augen sehen.

Und grell wie ein Blitz durchzuckte sie die Erkenntniß: Der Reichen? nein, der Jungen, Frischen mußte sie weichen!

Die leise Angst vor dem Altern, die in jedem Frauenherzen lagert, am meisten in solchen, die ihren Antheil am Leben und Lieben erst noch zu fordern haben, hatte sich auch in ihr wieder, wie schon so oft, geregt. Wie sehr berechtigt — das fühlte sie erst jetzt ganz. Die langen Jahre des Wartens und Sehnens hatten ihr nur zu deutlich ihren Stempel aufgedrückt, und ließen sie nicht mehr begehrenswerth erscheinen, wenn anderweit blühende Jugend lockte.

Verwelkt, ehe sie voll entfaltet, verschmäht von ihm, für den sie geblüht."

Das war ihr Los.

Das Los des alten reizlosen Mädchens, das klüger gethan hätte, längst mit ihren Träumen abzuschließen und den Mann freizugeben, ehe er sich gewaltsam der Fessel entledigte.

Bitter wäre es gewesen, aber nicht so demüthigend, so entwürdigend, wie sie es nun traf.

Schwer stützte sie sich mit beiden Händen auf das Fensterbrett und wieder knisterte der Brief in ihrer Tasche.

Lohnte es sich überhaupt, ihn zu lesen?

Wenn er es wagte, sie vor die vollendete Thatsache zu stellen, wenn er, ohne erst seine Freiheit von ihr zurückzufordern, sich an die andere band?

Nicht für einen Augenblick kam ihr der Gedanke, sich dagegen aufzulehnen, an ihren Rechten festzuhalten, die sie an ihn hatte.

Aber wozu dann auch mühsam hervorgesuchte Gründe und Entschuldigungen über sich ergehen lassen, die die Wahrheit doch nicht verschleiern konnten, die sich so jäh ihren plötzlich sehend gewordenen Augen enthüllt?

Nein! Zu Ende war ja doch alles, sie brauchte nicht zu wissen, mit welcher Lüge er sich von ihr lösen wollte.

Ihre zuckenden Hände nahmen den Brief und zerrissen ihn, die Fetzen dem Sturm überlassend, der sie hoch aufwirbelte, ehe sie im strömenden Regen zur Erde flatterten.

Und Hedwig stand und starrte darauf nieder. Zermürbt, zerstampft, — das war das Ende!

Keine Thräne kam ihr. Mit trockenen Augen blickte sie neidvoll in das Toben vor dem Fenster. Sich so austoben zu können, welche Wohlthat müßte das sein!

Aber mit dieser Stille und Leere im Gemüth, mit diesem Ekel im Herzen weiterleben und sich selbst noch verachten zu müssen, sein Heiligstes so verschwendet zu haben?

Welch ein Leben würde das sein?

Tag für Tag, — hoffnungslos — immer so weiter — welch ein Leben!

„Gelungen! nicht wahr, Fräulein?" rief Alice von der Veranda ins Zimmer, „wie Bella ihre Liebesgeschichte erzählt! Sie macht mir förmlich Lust, mich auch nur mit Hindernissen zu verloben. Ich freue mich mit ihr, aber etwas Schmerzliches ist für mich doch an der Sache. Wohl oder übel ist es meine Pflicht als Freundin, ihr ein selbstgearbeitetes Geschenk zu geben. Und Handarbeiten machen ist doch das Gräßlichste, was es für mich giebt. Aber, ich habe eine Idee, Fräulein! Sie haben gewiß irgend etwas Halbfertiges liegen, was Sie mir abtreten können. Wenn ich, nur einiges daran selbst mache, das genügt meinem Gewissen schon. Sie sagten ja erst vorhin, diese Spitze sei noch für niemand bestimmt. Ach bitte, geben sie sie mir!"

Sie nahm die auf Hedwigs Stuhle liegengebliebene Arbeit auf.

„Es wäre herrlich, wenn ich sie haben könnte. So wenig fehlt nur mehr daran! Und so fein und schön ist sie, daß Bella sie ruhig für ihr Brauttaschentuch verwenden kann. Ein köstlicher Gedanke! Von der allerintimsten Freundin ein so intimes Geschenk! Ach, liebstes, bestes Fräulein kann ich sie haben?"

Hedwig hatte sich bei Alices Auflachen umgewendet und war, mit dem Rücken zum Fenster gewendet, stehen geblieben. Langsam gewöhnte sich ihr Ohr wieder daran, auf die Worte zu hören und deren Sinn zu fassen.

Als Alice nun, die Spitze in der Hand, mit bittenden Blicken auf sie zutrat, lief ein Zittern durch ihren Körper. Fest preßten sich ihre Lippen zusammen, ehe sie sich mühsam zu den Worten öffneten: „Nehmen Sie nur die Spitze, Alice, sie war ja in der That für ein Brauttaschentuch bestimmt!"

Der Teufel ist los.

Skizze von Helene Hirsch.

Ich bin der Micki. Aber ich heiße anders. Nein, Anders heiße ich nicht, ich heiße Mi—cha—el . . . Aber Papa und Mama und alle Leute, die mich kennen, rufen mich: Micki. Auf die Schulhefte muß ich immer schreiben: Michael war ein Erzengel, und ich bin der Vers darauf, sagt Papa. Und der Vers darauf ist: Erzbengel.

Ich gehe schon in die Schule, weil ich sechse vorüber bin, und wir lernen jetzt vom Schwein. Das Schwein hat Borsten, und daraus macht man Bürsten. Mit den Bürsten putzt man die Kleider. Aber es nützt nicht viel, sagt Papa. Damit werden sie nur ruiniert. Man soll sie lieber klopfen. Das Klopfen thut aber weh. Weil es vom Rohrstock kommt. Papa hat zwei, einen langen, den nimmt er mit zum Reiten, und einen dicken. Wenn er sehr bös ist, nimmt er den dicken, und dann habe ich sehr viel Staub in den Kleidern, denn der Papa klopft fort und fort an mir herum, bis Mama zu weinen anfängt und sagt, er ist ein Barbar. Barbaren sollten lieber die großen dicken Teppiche klopfen, die in den Salons liegen, und über die man immer stolpert, aber nicht arme ungezogene Kinder, die nichts dafür können, wenn sie was anstellen. Die dumme Tinte braucht nicht über den ganzen Tisch zu fließen, und über die Mappe auf das weiße Bärenfell unterm Schreibtisch und auf'n Sessel . . . Und Papa setzt sich dann drauf.

Wenn ich mich in Tinte setze, bekomme ich mit dem dicken, wenn sich aber Papa in Tinte setzt, bekomme ich wieder. Mein Dackel auch. Wir sind zwei arme Hunde, nein, Buben, nein Buben und Hunde. Er heißt Dicki. Wenn Papa „Micki" ruft, kommt er mitgelaufen, weil er glaubt, das gilt ihm, und wenn Papa „Dicki" ruft, laufen wir beide hin, weil wir nicht recht wissen, wer gerufen worden ist. Bei Papa heißt es immer nur folgen. Und wenn nicht, dann giebt es wieder Schläge, für mich oder Dicki, je nachdem, aber meistens für uns beide. Darum sind wir zwei arme Hunde.

Mama ist ganz anders. Die hat keinen Rohrstock. Sie hat in ihrem Nähtisch eine schöne Schachtel und darin immer was gutes. Sie sagt: „Ein Kind muß mit Liebe behandelt werden."

Und ich weiß auch, was Liebe ist: Rosinen und Mandeln und Schokolade. Papa will aber von Liebe nichts wissen. Es sagt immer nur „Pfui," wenn ich Süßes esse, und daß es die Zähne verderbe. Das macht aber nichts. Der liebe Gott läßt sie den Kindern wieder nachwachsen, damit sie immer Süßes essen können. Manchmal ist die Schachtel im Nähtische leer, und wenn ich dann zu Mama komme und sage, daß ich schon lange nichts angestellt habe, streichelt sie mich schön und gibt mir einen Kuß. Und dann glaube ich wahrhaftig, ich habe Rosinen im Munde. Wenn Papa mich küßt, schmeckt es immer nach Rauch. Aber dann bin ich doch froh. Papa küßt mich fast nie. Nur einmal, wie ich krank war. Da war ich aber auch sehr brav. — Ich rührte mich nicht und schlief immerzu. — Minna, was unsere Köchin ist, sagt, ich bin nur brav, wenn ich schlafe; wie ich aber aufwache, ist der Teufel los. Wie das ist, frage ich sie. Ich soll nur auf mich achtgeben, von früh bis abends, dann werde ich es schon sehen.

Und heute will ich achtgeben . . . da bin ich aufgewacht und hab' mich nur ein bischen gestreckt, und gleich ist das Glas vom Nachtkästchen herabgefallen und ist zerbrochen . . . da kommt auch schon Minna mit einem großen Geschrei. Sie hat eine Schüssel in den Händen und rührt mit einem Löffel drin herum. Und ich bitte sie, sie soll nicht so schreien, damit Papa nicht aufwache, und ich will lieber rühren helfen, und sie soll einstweilen die Scherben zusammenkehren . . . . Und sie gibt mir die Schüssel ins Bett und geht hinaus, um Schaufel und Besen zu holen. Und da kommt Dicki herein. Dicki ist sehr freundlich und springt gleich auf mein Bett und will auch rühren, und eins, zwei ist er in der Schüssel drin, mit allen Vieren in dem Himbeergerührten und will nicht mehr heraus. „Dicki," ruf' ich, „Dicki!"

Und da ist auch schon Minna mit dem Kehrbesen. Dicki fürchtet sich immer vor Minna, und wenn sich Dicki fürchtet, duckt er sich. Und so duckt er sich in die Schüssel und ist voll und voll Himbeergerührtes. Minna schlägt mit dem Kehrbesen nach ihm, und da springt er endlich heraus und auf's Plumeau und auf die Fauteuils und die Ottomane und dann wieder aufs Bett und ist wie närrisch. Und Minna hinter ihm her, und ich muß lachen . . . da kommt Mama. Dicki hat Mama sehr gern, er weiß, sie nimmt uns immer in Schutz. Dicki drückt sich gleich an sie an und springt an ihr hinauf, und Mamas schöner, blauer Schlafrock ist voll Flecken. — Mama steht da und sagt nur: „Aber Micki!"

Und ich bin doch nicht schuld, bloß Dicki. Aber ich weiß, wenn Dicki etwas anstellt, bin ich gerade immer dabei, und dann glauben sie, ich wär' schuld. Und so ist Mama auch bös auf mich und sagt zornig: „Micki, aus dem Bett!"

Ich spring' gleich heraus und die dumme Schüssel auch mit, und das Gerührte ist auf 'm Teppich. Mama faltet die Hände, als ob sie beten wollte, und da denk' ich, ich habe noch nicht gebetet, und ich muß es thun, damit mir nichts passiere, und ich knie schnell nieder, und es ist ganz quatschig, und ich bin im Himbeergerührten drin. Und Mama nimmt mich, wie vorher Minna den lieben Dicki, und ich bin sehr schnell in der Badewanne drin. Ich — und Dicki auch noch, das ist sehr lustig. Ich stelle mich unter die Brause und ziehe und ziehe, und dem Dicki gefällt es auch, und ich ziehe immer mehr. Und dann fällt mir etwas auf den Kopf und es sakkiliert wie Platzregen und hört gar nicht auf . . . . da wird uns bange, Dicki und mir. Minna ist wieder in der Küche, und Mama ist um Tücher gelaufen. Endlich kommt sie und sieht den Wolkenbruch und schreit, Minna soll die Wasserleitung absperren. Es geht aber nicht schnell genug, und das Badezimmer ist schon voll Wasser. Und die Partei, was unten wohnt, kommt herauf und fragt, um Gottes willen, was ist los, es tropft durch den Plafond. — Mama bittet, nur nicht ungehalten zu sein, es wird gleich reparirt. —

Da klingelt der Papa. Wenn Papa klingelt, klingelt er nur einmal, aber sehr laut. Heute klingelt er sehr laut . . . Mir bleibt das Herz stehen und Dicki sicher auch . . . Papa weiß aber noch nichts, und er will nur das Frühstück, aber schnell, er muß bald fort . . . Mama zieht mich an und bittet mich, nur ja recht acht zu haben, damit ich nichts mehr anstelle. Für heute wäre es genug . . . . Ich verspreche es auch und gebe sehr acht . . . Und dann sitzen wir am Frühstückstisch, und Papa ist sehr gut aufgelegt und fragt nicht einmal, was ich heute schon alles angestellt habe. — Dicki ist auch da, unterm Tisch und sehr manierlich. Ich mach' nur einen ganz kleinen Kaffeefleck aufs Tischtuch, und Papa sieht es gar nicht . . . . Aber dann will ich wissen, ob Dicki noch naß ist, und blick' mich untern Tisch, und da geht alles mit, die Tasse und der Löffel und die Zigarre vom Papa und die Kaffeekanne.

Und Papa springt auf und sucht den Stock . . . .

Das weitere ist bekannt.

Es ist halt wieder mal der Teufel losgewesen.

Ueber das Unsichtbare.

Kann wohl wirklich etwas unsichtbar werden? Wird es überhaupt jemals gelingen, Gegenstände unsichtbar zu machen? Ueber solche Fragen, die sich gewiß so mancher einmal vorgelegt hat, ist man geneigt, überlegen zu lächeln, und der Frager läuft Gefahr, für einen Spiritisten gehalten zu werden. Wir wollen uns aber hierdurch nicht abschrecken lassen, einmal zu hören, welche Auskunft die Wissenschaft hierüber giebt.

Da erfahren wir denn, daß immer eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein muß, wenn ein Körper gesehen werden soll. Sobald eine derselben aufgehoben wird, ist der Körper unsichtbar. Vor allem ist erforderlich, daß der Lichtstrahl bei seinem Wege vom Gegenstand zum Auge nur auf Körper treffe, die das Licht durchlassen. Das heißt mit anderen Worten, es genügt, einen undurchsichtigen Körper zwischen Auge und Objektiv einzuschalten, um letzteres unsichtbar zu machen. Ein solches Mittel ist allerdings zu einfach, als daß wir uns darauf etwas zugute thun könnten. Der Theatervorhang zeigt uns die alltägliche Anwendung desselben. Und doch vermag uns solch einfacher Vorgang, wie das Dazwischentreten eines undurchsichtigen Körpers zwischen Objekt und Auge zu imponiren, sobald er uns nur in ungewohnter Gestalt begegnet. Die Sonnenfinsterniß war jahrhundertelang der unwissenden Menschheit ein Wunder und Schrecken, bis hervorzugte Geister das Wesen dieses Naturereignisses erkannten.

Eine zweite Bedingung für die Sichtbarkeit eine Körpers ist, daß der Sehwinkel nicht zu klein ist. Das letztere aber ist der Fall, wenn der Gegenstand sehr klein oder sehr entfernt ist. Alles, was uns das Mikroskop und das Fernrohr enthüllt, hat für das unbewaffnete Auge einen zu geringen Sehwinkel, und die ganze Wirkung der genannten Instrumente beruht darauf, den Sehwinkel zu vergrößern. Durch Verkleinerung des Sehwinkels einen Gegenstand unsichtbar machen, heißt also nichts anderes, als ihn in möglichst große Entfernung bringen. Die Lerche, die höher und höher emporsteigt, wird auch bei völlig wolkenlosem Himmel schließlich unsichtbar. Der aufsteigende Luftballon schrumpft mehr und mehr zusammen. Aber ein Mittel, Gegenstände nach Belieben unsichtbar zu machen und wieder erscheinen zu lassen, wie es unseren Erwartungen entspräche, ist uns damit freilich nicht gegeben.

Die dritte Bedingung ist, daß die Einwirkung des Lichtstrahles eine gewisse Dauer haben muß. Ist dieselbe zu kurz, so entsteht keine Wahrnehmung: der Körper bleibt unsichtbar. So verschwinden bei rascher Umdrehung eines Rades die Speichen, so ist die Flintenkugel und selbst die Kanonenkugel während ihres Fluges durch die Luft unsichtbar. Und so könnte jeder Gegenstand unsichtbar werden, den man in hinreichend schnelle Bewegung zu setzen vermöchte. Damit ein Körper gesehen werden kann, muß er sich endlich auch von seiner Umgebung in seinem Verhalten gegen Lichtstrahlen unterscheiden, insbesondere in der Farbe oder im Brechungsvermögen. Im allgemeinen wird nun zwar höchst selten der Fall eintreten, daß ein Körper die genaue Farbe seiner Umgebung hat, und auch dann wird die Wahrnehmung noch dadurch ermöglicht, daß der Gegenstand einen Schatten wirft. Wie sehr aber immerhin die Auffindung eines Gegenstandes schon erschwert wird, wenn der Hintergrund auch nur annähernd dieselbe Farbe hat, wird dem Leser schon aus eigenen Erfahrungen bekannt sein. Und für eine bedeutende Anzahl von Thieren besteht gerade darin ein wesentliches Schutzmittel. Die Heuschrecke, der Laubfrosch, die Feldmaus und unzählige andere Thiere, denen die Waffen zu einem erfolgreichen Kampfe mit ihren Feinden fehlen, entgehen vermöge ihrer Farbe, die der Umgebung genau angepaßt ist, ihren Verfolgern.

Obschon auch der hier angedeutete Weg keineswegs ein Mittel bietet, einen beliebigen Gegenstand an einem beliebigen Orte der Wahrnehmung durch das Auge zu entziehen, so giebt er doch zur Erzielung schöner taschenspielerischen Effekte Gelegenheit. Natürlich ist man bei den unbestimmten, lichtschwachen Farben seines Erfolges sicherer als bei lebhaften und helleren Farben, da in letzterem Falle der Schatten leicht zum Verräter wird. Aber einen schwarzen Gegenstand auf schwarzem Hintergrund wahrzunehmen, ist bei geeignetem Arrangement ganz unmöglich. Hat jedoch ein durchsichtiger Gegenstand dieselbe Farbe, wie das ihn umgebende Medium, so ist er trotzdem im Allgemeinen deutlich zu erkennen, da er ein anderes Lichtbrechungsvermögen hat als jenes. Wenn z. B. eine Wasser enthaltende Glasflasche vor uns steht, so können wir das Wasser, das Glas und den umgebenden Luftraum sehr gut von einander unterscheiden, obgleich alle drei farblos sind. Sie brechen nämlich das Licht verschieden stark.

Daß thatsächlich nur das verschiedene Brechungsvermögen die Unterscheidung ermöglicht, läßt sich durch einen hübschen Versuch zeigen. Löst man in Wasser gewisse Metallsalze, z. B. salpetersaures Quecksilberoxid auf, so kann man leicht die Menge ausprobiren, welche nothwendig ist, damit die Lösung dasselbe Lichtbrechungsvermögen erhält, wie irgend ein Stück Glas. In einer solchen Lösung, welche vollkommen farblos und durchsichtig ist, ist dann eine hineingeworfene farblose Glaskugel oder ein eingetauchter Glasstab nicht mehr zu sehen. Diese Gegenstände werden also im vollen Sinne des Wortes unsichtbar.

Aus allem Mitgetheilten geht aber zur Genüge hervor, daß man die am Anfang aufgestellte Frage keineswegs so unbedingt verneinen darf, wie man im Allgemeinen gezigt ist, obschon uns keine Hoffnung auf Siegfrieds Tarnkappe bleibt. Denn die Mittel und Wege, um Gegenstände der Wahrnehmung durch das Auge zu entziehen, sind hiermit erschöpft. Zugleich wird es aber dem nachdenkenden Leser nicht entgehen, daß in der aufgestellten Forderung eine Unklarheit steckt. Etwas unsichtbar machen, kann von rechts wegen nichts anderes bedeuten, als eine der Sehbedingungen aufheben, und diese Forderung ist thatsächlich erfüllbar. Gewöhnlich meint man aber, daß Gegenstände unsichtbar sein und bleiben sollen, auch wenn alle Sehbedingungen erfüllt sind. Ein solcher Wunsch ist aber nun und nimmermehr erfüllbar.

Druckfehler.

„O, ich kenne Deinen Bräutigam," sagte Jenes Freundin, „er ist ein ausgezeichneter Fußballspieler."

Monolog.

Studiosus: „Ekelhaftes Wetter — einmal warm, einmal kalt . . . Man weiß gar nimmer, was man versetzen soll!"

Der dicke Bewerber.

„Ihr Antrag ehrt mich, Herr Wanderl — aber der Arzt hat mir alles Fette verboten."

Das Papierhemd.

Ueber seine Erlebnisse mit einem aus Papierstoff hergestellten Hemd gibt in der „B. Z. am Mittag" ein Mitbeid folgende amüsante Geschichte zum Besten:

Es war ein sehr schönes Hemd. Auch Perlmutterknöpfe waren daran. Sie sind noch jetzt noch da, das Hemd aber ist verschwunden, ohne daß ein Dieb die Hand danach ausgestreckt hätte. Wo es geblieben ist? Das ist eine gar merkwürdige Geschichte!

Also mit dem Bezugsschein fing es an. Trotzdem ich den Zustand meiner Leinenwäsche in den „düstersten" Farben schilderte, schien man auf der Bezugsscheinstelle doch der Ansicht zu sein, daß ein Kragen und ein Vorhemd für einen eleganten jungen Mann vollkommen hinreichend, ja sogar eine üppige und verschwenderische Ausstattung seien. Vielleicht hielt man sogar das Vorhemd für entbehrlich, kann doch die Blöße schließlich durch eine große Krawatte gedeckt werden, oder wenn die Damen schon ausgeschnitten gehen, warum sollten die Herren der Schöpfung in dieser Hinsicht hinter ihnen zurückstehen? Und so zog ich zerknirscht ohne Bezugsschein ab.

Mein Freund August, an dessen Busen ich mich ausweinte, rieth mir zum Ankauf eines Papierhemdes. Das halte sogar noch wärmer als ein leinenes, und kein noch so Kurzsichtiger könne auf 200 Meter Entfernung den Unterschied bemerken. So erstand ich also ein Papierhemd. Nach achtwöchigem Gebrauche fand ich, daß man es zwar noch recht gut einige Wochen tragen könne. Da ich aber ein peinlich sauberer Mensch bin, so beschloß ich doch, es waschen zu lassen. Gesagt, gethan! Ich übergab den kostbaren, noch in verhältnißmäßig blendender Weiße erstrahlenden Schatz meiner Wäscherin. Ich legte ihn ihr mit den schönsten Ermahnungen für gute Behandlung ans Herz und träumte dem Tage entgegen, wo sie ihn mir wieder überreichen würde.

Es kommt aber manchmal ganz anders, als man denkt. Aus dem süßesten Schlummer und aus besagten Träumen heraus holte mich die Wäscherin in die Waschküche. Dort zeigte sie mir das Hemd. Es bestand aus nur noch vier Perlmutterknöpfchen, die in der Waschbrühe herumschwammen. Alles andere war weg, verschwunden, vom Erdboden vertilgt! Die Gelehrten, die ich ob dieses merkwürdigen Falles befragte, sind sich nicht ganz einig. Der eine ist der Ansicht, daß sich das Hemd mit den Wasserdämpfen zusammen ins Kosmische geflüchtet habe, während der andere glaubt, daß es mit der Waschbrühe wohl auf die Rieselfelder hinausschwimmen werde, wo es vielleicht gelingen könnte, es wieder zusammenzufinden. Das würde aber eine mühselige Arbeit sein, die sich kaum so recht lohnen dürfte. Keinesfalls aber hätte ich Grund zur Klage, seien doch die Perlmutterknöpfchen noch vorhanden und an diese ließe sich ja schließlich immerhin noch ein neues Hemd annähen.

Wiederum weinte ich mich am Busen meines Freundes August aus. Dieser aber, der „Knigges Umgang mit Papier" studiert zu haben scheint, sprach sanft, belehrend und weise: „Niemals sollst du ein Papierhemd viele Stunden lang in Seifen- oder Sodalauge kochen. Wie den Frauen, so mußt du auch ihm zart entgegenkommen. Reinigen in warmem Wasser genügt. Auch etwas Zusatz einer guten, einer neutralen oder gar überfetteten Seife wird im allgemeinen nichts schaden." „Ueberfettet", hat er gesagt. Ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört und kann es beschwören. Augenblicklich suche ich nach dieser Seife, die „überfettet" ist. Wenn ich sie finde, werde ich sie zunächst gegen Eintrittsgeld sehen lassen, denn ich glaube, die Leute werden sich drängen, um einmal etwas Ueberfettetes sehen zu können. Von den so eingegangenen Geldern werde ich mir dann ein neues Papierhemd kaufen. Inzwischen aber breche ich ein eleganter Jüngling, ohne Kragen und Vorhemd Herzen!

Mißerfolg.

„Du wolltest Dir doch den Bart stehen lassen, Arthur?"

„Ich wollte schon — aber er wollte nicht!"

Richtig beurtheilt.

A.: „Ich kann Guitarre, Harfe und Zither spielen."

B.: „Da sind Sie ja ein viel(a)ttiger Musiker!"

Wahres Geschichtchen.

In der vierten Klasse hat der Lehrer eben Sprichwörter behandelt. „Nun, Kinder," wendet er sich an diese, „nennt selbst Sprichwörter!"

Sofort meldet sich der neunjährige Otto:

„Harte Thaler und junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber."

Protzig.

Dame: „Bei Ihrem Schwiegersohn herrscht ein stimmungsvolles Milieu!"

Kommerzienrath: „Wie heißt Milieu? Hab' ich ihm dazu gegeben ein Millionchen!"